

Aus Cramer, A. (1998): Das Buch von der Stimme, Walter Verlag Zürich, 43 ff

Die «schöne» Stimme - wie sie klingt

Physiologisch gesehen, sind beim Sprechen und Singen die gleichen Organe nach den gleichen Prinzipien im Einsatz. Und doch gibt es Unterschiede - die gravierendsten sind die der Atmung:

Beim Sprechen

- ist die Ausatemphase gegenüber der Einatemphase stark verlängert,
- herrschen stetige, gleitende Bewegungen des Grundtones vor,
- laufen die stimmlichen Funktionen weitgehend unbewußt ab,
- ist das akustisch aufgezeichnete Schwingungsmuster unregelmäßig.

Beim Gesang

- ist die Ausatemphase gegenüber dem Sprechen erheblich länger. Es wird nicht nur bis zur Ruhelage der Lunge ausgeatmet, sondern der Brustraum zieht sich durch die Ausatemmuskeln noch weiter zusammen. Dadurch wird der Stimmklang länger als beim Sprechen,
- spielt die Körperhaltung eine größere Rolle als beim Sprechen,
- hält sich der Sänger in Tonschritten auf, die sich in Intervallen aneinanderreihen. Sie bestimmen den melodischen Ablauf. Vokale werden gedehnt, weil sie sich als Melodieträger besonders eignen,
- überwiegt die bewußt gesteuerte Stimmbildung und Klangformung,
- wird die Stimmgebung maßgeblich nach taktilen Empfindungen gesteuert. Diese «empfindlichen» oder «kitzigen» Stellen im Ansatzrohr rufen kin-ästhetische¹² Stimulationen an den sensiblen Fasern der Nerven dieses Bereiches hervor (M. trigeminus, N. glossopharyngus und N. vagus). Über diese Reizungen, die weitergeleitet werden, werden Spannung und Form der Stimmlippen beeinflusst,
- ist das akustisch aufgezeichnete Schwingungsmuster gleichmäßig.

Beim künstlerischen Sprechen und bei der Rezitation

- verwischen sich die Grenzen zwischen Sprechen und Singen. Anhand der Sprechstimme läßt sich die Stimmgattung ermitteln. Zusätzlich müssen Stimmumfang, Timbre, Dimensionen von Kehlkopf und Ansatzrohr und Form der Resonanzhöhlen beachtet werden. Wichtig ist es natürlich auch, den Sänger selbst zu befragen, welche Töne ihm liegen und welche ihn ermüden. Bis zur Klassik war das Stimmideal die hohe, reine Stimme. In der Romantik waren weichere Stimmen mit Timbre gefragt, heute sind es eher die tiefen Stimmen. Das beobachtet man auch an dem Zulauf, den die drei Sänger Pavarotti, Domingo und Carreras hatten. Oder sollte es gar am Konkurrenzdruck liegen, der unter Sängerinnen sehr verbreitet zu sein scheint?

Die Tendenz zur tiefen Stimme ist auch bei der Sprechstimme deutlich. Während in alten Spielfilmen der dreißiger und vierziger Jahre die Stimmen noch relativ hoch sind, ist heute die tiefe, tragende Stimme so verbreitet, daß bei Tonaufnahmen hohe Frequenzen der Stimme zum Teil weggefiltert werden. Leider wird das derartig übertrieben, daß die Stimmen dröhnen und nur noch schlecht zu verstehen sind. Das Ergebnis klingt in etwa so, als ob die Sprecher in einen Topf sprechen würden. Für unser Gehör ist das keine erfreuliche Entwicklung, der Zuhörer wird «eingelullt». Man hört weg, weil man sowieso kaum etwas versteht. Unser Ohr braucht aber hohe Frequenzen. Der größte Teil der Haarzellen im Ohr reagiert auf hohe Töne - wenn sie

stimuliert werden, wandern die Impulse weiter zur Großhirnrinde und führen ihr die lebenswichtige Energie in Form von Reizen zu.

Maria Callas hatte eine Stimme, die als «lodernd», «flirrend», und «glühend» beschrieben wurde. Eine phänomenale Stimme? Ganz sicher nicht. Dazu der Gesangspädagoge und Forscher Peter Michael Fischer: *«Die Stimme schwingt in einem komplexen Vibrato... Die einseitig bevorzugte Koloraturtechnik hatte aber eine Abflachung der rhythmischen Atemimpulse zur Folge... Sie besaß auch eine außergewöhnliche Tonkonzentration, die zusammen mit dem starken Sängerformanten eine hohe Tonintensität ergab.»* (Fischer 1993, S. 2131.). Ihre Ausstrahlung war es, die phänomenal war, jede Note, die sie sang, war purer Ausdruck. *«Auch ohne Stimme hätte die Callas eine große Künstlerin werden müssen»*, schrieb Rudolf Goldschmitt 1977 in der *Süddeutschen Zeitung*. Die Hörer wurden in den Bann gezogen von der ganzen Person Callas mit ihrer Intensität, die die Stimme widerspiegelte. Das ließ die Callas magisch wirken.

Enrico Caruso dagegen war ein Naturtalent, eine Ausnahmeerscheinung unter den Sängern. Er hatte geradezu kindische Freude an gewissen Stimmeeffekten, die er gerne zur Geltung brachte. Berühmt war der «Caruso-Schluchzer», an dem sich Zehntausende begeisterten - auch wenn manche Kritiker der Meinung waren, daß derartige Zutaten die Stimme stören. Der Gesangspädagoge Panconcelli-Calzia (1956, S. 26): *«Caruso war von Natur aus Bariton und hatte sich durch gewaltsame Kunstgriffe (u. a. indem er sich mit der Stirn gegen eine Wand stützte und mit starkem Atem sang) zum Tenor „emporgearbeitet“. Dieses widernatürliche Verhalten rief mit der Zeit Sängerknötchen hervor. Sie waren Caruso 1911 so lästig geworden, daß er sich zur Operation entschloß...»* Lesen wir, wie Fischer (S. 222 ff.) mit Hilfe der Stimmogramme von Panconcelli-Calzia Carusos Stimme beurteilt: *«Bei den Untersuchungen wurden Störungen der Atemfunktion festgestellt ... Caruso hat demnach... trotz aller gegenteiligen Behauptungen nicht die beste Singtechnik besessen... Ganz im Gegensatz zu den Mängeln seiner wenig vollkommenen funktionellen Technik und zu den damit gekoppelten auftretenden Schwierigkeiten bei der Durchführung einer Messa di voce und der Gestaltung seiner Höhe, besaß Caruso eine vollkommene Stimmführung... Carusos Bemühen um Koordination von Spiel und Gesang führte in seinen späteren Jahren etwa ab 1919 zu einem weitgehend komplexen Vibrato.»*

Natürlich ist es Geschmackssache, ob einem eine Stimme gefällt oder nicht. In der Regel gefällt sie vor allem dann, wenn sie frei von Nebengeräuschen, Druck oder Spannung ist; wenn sie in der Höhe sowohl kräftig als auch leise klingen kann; wenn sie weittragend ist, resonanzreich und dabei weich und anstrengungslos klingt. Es gibt aber ein paar wichtige Kriterien, an denen die schöne Stimme gemessen werden kann und die bereits bei Callas und Caruso angesprochen wurden:

- Atemführung
- Vibrato
- Sängerformanten